



Mit Leonard Lansink wurde „Georg Wilsberg“ Kult. Foto: Stülpmner

Ich gucke kaum fern

Die vorerst letzte neu gedrehte Folge der TV-Kultserie „Wilsberg“ flimmerte im April über die Bildschirme. Es war die 68., und sie erreichte eine Trauumschaltquote von fast 8,3 Millionen Zuschauern. Dann kam die Corona-Pause. Doch die Fans des Antiquars und ambitionierten Privatdetektivs Georg Wilsberg aus Münster mussten dennoch nicht auf ihn verzichten. Das ZDF sendete alle Folgen – und auch die wurden meist Quotenhits. Seit 25 Jahren läuft „Wilsberg“ samstags zur besten Sendezeit und ist damit im deutschen Fernsehen die zweitälteste Krimi-Reihe nach „Tatort“ und „Polizeiruf“. Hauptdarsteller seit 22 Jahren: Leonard Lansink. Was Wilsberg so beliebt macht? „Er ist ein Normalo mit allen Macken, die jeder hat oder kennt. Eigentlich kann er nix, macht aber trotzdem alles richtig und schafft es, seine Fälle und Probleme zu lösen“, sagt der 64-Jährige und schmunzelt. „Das macht ihn sympathisch.“ Auch dass die Serie eine Mischung aus Krimi und Komödie ist, hat sich als Erfolgsrezept bewährt. Man spürt die Spielfreude der Crew. „Ja“, sagt Lansink, „alle freuen sich drauf, sich beim nächsten Dreh wiederzusehen. Es ist wie nach Hause kommen. Keine größeren Streitereien, eine angenehme familiäre Atmosphäre, und wir haben alle Spaß an der Arbeit.“ Vielleicht auch ein Geheimnis des Erfolgs, mutmaßt der Schauspieler, der sich vorstellen kann, auch noch die 100. Folge abzudrehen: „Es macht mir so viel Freude. Ich möchte gar nicht aufhören.“ Er selbst gucke sehr selten fern, sagt er – schon gar nicht seine früheren Folgen: „Man sieht sich dann nur alt und dick werden.“ In der Vergangenheit war Wilsberg um einiges ruppiger und unsozialer, rauchte Kette, trank Rotwein und Bier und schnorrte wie ein Weltmeister. Das sei inzwischen weitgehend verschwunden, sagt Lansink und ist damit sehr einverstanden. „Ich find den jetzigen Wilsberg schon ganz prima. Der ist mir sehr ähnlich.“ Er sei auch froh, durch diese Rolle ein langfristig gesichertes Einkommen zu haben. „Das ist wie ein Lottogewinn! Außerdem bin ich durch 'Georg' auch privat zum Nichtraucher geworden.“ Es war aber nicht nur die Rolle, sondern auch der Umzug in eine neue Wohnung: „Da musste ein altes, weißes Regal mit umziehen. Und als das vor den weißen Wänden stand, merkte ich: Es war ganz gelb durch die Ablagerung des Nikotins. Da dachte ich, das muss man ja nicht auch noch in der Lunge haben!“ Jetzt blieben die Vorhänge weiß, ein Riesenvorteil, findet er. Und es sei ja tatsächlich, wie auch seine Kollegin Rita Russek meint, eher eine schlechte Angewohnheit als ein Problem. „Die Nikotinsucht ist man nach drei Tagen los. Der Körper ist dann weg davon. Der Rest ist

nur noch Gewohnheit, dass man was in den Händen braucht, um sich zu beschäftigen.“ Seine Frau fände es ebenfalls prima. „Sie hat früher auch geraucht, Zigarillos, hat aber auch aufgehört. Jetzt rauchen wir beide seit ungefähr sechs Jahren nicht mehr.“ Ab und zu schmöke er aber doch mal eine. „Damit ich weiß, was ich verpasst hab.“ Vor neun Jahren, mit 55, hat Leonard Lansink geheiratet, es ist seine erste Ehe. „Vorher wollte mich keine. Es kam nie zum Äußersten.“ Wieder ist da dieses typische, leicht ironische Grinsen, bei dem man nicht weiß, ob er sich selbst, sein Gegenüber oder alles zusammen ein bisschen auf die Schippe nimmt. Mit seiner Frau – einer Juristin, die er in Münster kennengelernt hat –, mit Labrador Arthur und Holly, einer Terrier-Beagle Mischung aus dem Tierheim, lebt Leonard Lansink in Berlin. Entspannung, sagt er, sähe bei ihm so aus: „Mit den Hunden draußen sein, oder ich liege zuhause auf dem Hintern, die Hunde auf meinem Bauch, und dann wird gekraut. Das ist die vernünftigste Entspannung, die ich mir vorstellen kann. Ansonsten lese ich sehr viel oder spiele so Ballerspiele auf dem Handy, wo man Vierecke mit irgendwelchen Kugeln abschießt und dabei nicht denken muss.“ Und einen guten Rotwein fände er natürlich auch ganz prima. „Alkohol generell. Ich kann gut trinken – und auch gut essen.“ Als ehemaligem Kettenraucher seien ihm allerdings die Geschmacksnerven ein wenig abhanden gekommen: „Bei einem Drei-Sterne-Restaurant schmecke ich leider nur einen Stern.“ Das Geld sei es aber allemal wert, schmunzelt er, schon wegen des vielen Personals, des guten Service und der häufig sehr überraschenden Küche. Er schiebt sich ein mit Zucker überzogenes Lakritzstäbchen in den Mund und sagt: „Dank meiner Frau bin ich nicht mehr ganz so schweisgarn und auch etwas freundlicher geworden, sodass es jetzt für meine Mitmenschen etwas angenehmer mit mir ist.“ Nein, eine rheinische Frohnatur sei er nie gewesen, sagt Lansink, der in Hamm zur Welt kam und dessen Leben denkbar ungünstig begann: Seine Mutter ließ ihn nach der Geburt im Krankenhaus zurück, „hatte keinen Bock auf Kinder“, den Vater und dessen Familie lernte er nie kennen. Er wuchs bei den Großeltern mütterlicherseits in Gelsenkirchen auf. Vom Großvater, von Beruf Metzger, bekam er auch seinen Namen: Leonard Lansink. „Also nix Künstlername!“ Dort, bei den Großeltern, sei er sehr glücklich gewesen, und es habe ihm an nichts gefehlt, sagt er. Wichtig für ihn war auch die Patentante. Deren Ehemann, ein Ingenieur und „der einzige Intellektuelle in unserer Familie“, habe dafür gesorgt, dass Leonard aufs Gymnasium kam. 1974 absolvierte er das Abitur mit so guten Ergebnissen, dass er Medizin studieren konnte. Nach sechs Semestern schmiss er das Studium: „Ich musste mein Leben selbst finanzieren und hab deshalb in der Gehirnhirurgie Schichtdienste geschoben.“ Nach drei Jahren, in denen er sich gefühlt habe wie im Reparaturdienst für Motorradfahrer, die gegen den Baum gefahren sind, habe er keine Lust mehr auf den Arztberuf gehabt. „Die Motivation hatte mich verlassen. Dann sollte man das natürlich nicht machen. Medizin ohne Motivation geht noch schlechter als Schauspiel ohne Motivation.“ Er schiebt ein nächstes Lakritzstäbchen in den Mund. Und die Schauspielerei? „Das war aus Paulheit.“ Und sei erst mal nur als Notlösung gedacht gewesen. Doch während der Aufnahmeprüfung an der Essener Folkwangschule hat er gemerkt: „Es ist genau das Richtige für mich!“ Mit Haut und Haaren ließ er sich auf diesen Beruf ein, gründete eine eigene Theatergruppe, führte Regie und trat selbst auf. Nach Abschluss des Studiums musste er zunächst den Zivildienstes zu Ende ableisten. Das tat er in München, in einem Schwabinger Krankenhaus. „Da hat sich das mit dem Fernsehen ergeben, eine erste Rolle im 'Tatort'. Damals wurde in München viel gedreht. Und dann bin ich so allmählich rein gerutscht“, erinnert sich Lansink, dessen filmografische Liste heute Seiten füllt. Er erhielt mehrere Preise und Auszeichnungen und 2017 den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen. Bei allem Erfolg, gab es jedoch auch Lebenskrisen. Vor etwa 20 Jahren wurde bei ihm Lymphdrüsenkrebs diagnostiziert. Inzwischen achtet er mehr auf sich und lebt bewusster. „Ich hab was gegen das Sterben“, sagt er und grinst wieder dieses typische Grinsen. „Aber sehen wir mal, wann es endet. Ist ja das einzige große Abenteuer, was man noch hat.“ Und das Alt-Sein? Findet er „scheiß“, passt doch nicht: „Man ist im Kopf 30 und im Körper 65!“ Sport? „Nee“, kommt es spontan, und er wirkt beinahe entsetzt, „ich gehe nicht mal die Treppen im Bahnhof hoch!“ In einer Talkshow habe er gelernt, dass Leistungssportler auch keine Treppen benutzten. „Die fahren Aufzug oder Rolltreppe.“ Er mag auch keine Berge. „Flachland find ich gut, und Meer find ich super. Ja, Schwimmen, das geht schon. Also, ich geh nicht unter.“ Wieder ist da dieses undefinierbare Wilsberg-Lächeln, mit gerunzelter Stirn und schräg gestelltem Mund, für das ihn seine Fans so lieben.

Eva Holtz

Großzügige Maskenspende

Im August konnte man sich im Klinikum Wabrendorff über eine großzügige Spende freuen. Die Kunsttherapeutin Ji Youn Chong und ihr Mann, der Operntenor Markus Park, überreichen 2.000 Masken für Bewohner, Patienten und Mitarbeiter der Einrichtung. Ji Youn Chong erläutert, wie es dazu kam, und sie erzählt ein wenig über sich und ihren Mann, die beide aus Südkorea stammen:

Frau Chong, wie kamen Sie und Ihr Mann auf diese Idee und warum ging Ihre Spende gerade ans Klinikum Wabrendorff?
Seit Oktober 2018 arbeite ich hier im Klinikum Wabrendorff als Kunsttherapeutin in der Kunstwerkstatt Köthenwald. Deshalb habe ich einen besonderen Bezug zu den Menschen hier und empfinde eine starke Solidarität mit ihnen. Als das Coronavirus sich in Deutschland ausgebreitet hatte, bekamen mein Mann und ich mit, dass es in den Krankenhäusern einen Maskenmangel gab. Das beschäftigte uns sehr. Und als wir erfuhr, dass die Bewohner des Klinikum Wabrendorff selber Masken nähten, fanden wir, dass wir etwas tun müssen.

Woher stammen die Masken, und war es schwer, sie zu besorgen?
Nein, das war nicht so schwer. Die Firma „A.I.F. Company“ organisierte sie und stellte sie uns zur Verfügung. Da es zu dem Zeitpunkt einen weltweiten Maskenengpass gab, dauerte es nur etwas lange. Mein Mann und ich stammen aus Seoul/Korea, und A.I.F. Company ist eine koreanische Logistikfirma mit Standorten weltweit wie in Frankfurt, Hamburg und Mailand. Der CEO der Firma, Herr Yoo, ist seit vielen Jahren ein enger Freund von uns. Herr Yoo war auch sehr an einem Kulturaustausch zwischen beiden Ländern ungünstig begannen. So hat er z.B. einen Opernkurs gesponsert, den mein Mann zehn Jahre lang an der Staatsoper Hannover geleitet hat. Es war eine Kooperation zwischen der Staatsoper Hannover und der Yonsei Universität in Seoul.

Ihr Mann, Markus Park, war Teil des Opernensembles an der Oper in Hannover ...
Ja, von 2006 bis 2019 war er dort engagiert. Mein Mann ist aber schon seit 1996 in Deutschland und hat an der Universität der Künste in Berlin Gesang/Musiktheater studiert. Bevor wir nach Hannover kamen, war er sechs Jahre am Stadttheater Freiburg als Solist engagiert. Zurzeit arbeitet er als freischaffender Opernsänger und hat in dieser Spielzeit Gastengagements in Wien, Berlin und Wuppertal.

Warum kam Ihr Mann zum Studium nach Deutschland, und wie war das mit Ihnen selbst?
Deutschland gilt in Korea als führende Kulturation weltweit! Kultur gehört in Deutschland zum Leben! Nirgendwo auf der Welt gibt es so viele wunderschöne Bühnen, in jeder Stadt ein Theater, oft mehrere – und auch viele andere kulturelle

Kunsttherapeutin Ji Youn Chong Foto: Giesel



le Einrichtungen. Deshalb wollte mein Mann unbedingt in Deutschland studieren und hier auch seine Karriere aufbauen.

... und Sie selbst?
Für mich war es auch sehr schön, nach Deutschland zu kommen. Das war 2000, nachdem wir geheiratet hatten. Ich hatte in Seoul an der Yonsei Universität, wo ich 1994 meinen Mann kennengelernt habe, Pflegewissenschaft studiert. 2002 kam unser Sohn zur Welt. Ohne Familie war es in Deutschland für mich mit Kind schwierig, deshalb habe ich erst spät weiterstudiert und lange gebraucht, bis ich 2018 an der Medical School Hamburg den Masterstudiengang „Intermediale Kunsttherapie“ abschließen konnte. Umso glücklicher war ich, als ich hier im

Seelsorge und Corona?

Auch die Seelsorge, dieses für manche Bewohner sehr wichtige Angebot, hat sich seit März 2020 verändert. Knapp vier Monate unterlagen die Pastorinnen Ilka Greunig und Dr. Uta Blohm und Diakon Werner Mellentin als Externe dem Besuchsverbot. „In der Zeit waren wir gar nicht hier“, so Ilka Greunig. Ihre Kollegin Uta Blohm nickt: „Die Dinge haben sich verschoben. Es fand mehr am Telefon statt. Und wir haben für jeden Sonntag eine Andacht geschrieben, die aufgehängt wurde.“ Außerdem schrieb das Seelsorgeteam viele Karten an einzelne Bewohner, an Mitarbeiterteams in den Wohnbereichen und an Klinikstationen. Ilka Greunig lächelt: „Darauf gab es sehr viel positive Rückmeldung. So habe ich für mich das Kartenschreiben wiederentdeckt.“ Werner Mellentin kann ebenfalls von zahlreichen Anrufen berichten. Er habe allerdings sehr bedauert, dass es keinen persönlichen Kontakt geben durfte. „So konnte ich die Angebote, z.B. im Wohnpark Ilten oder in der Wahre Dorffstraße 10 nicht aufrechterhalten. Dort habe ich regelmäßig Geschichten vorgelesen, und wir haben gemeinsam Lieder gesungen. Das alles darf leider immer noch nicht stattfinden.“ Singen sei für die Bewohner besonders wichtig, und die Menschen hätten viel Freude daran, weiß der Diakon: „Ohne Singen geht einiges an Lebendigkeit und Fröhlichkeit verloren. Gerade für die Leute hier muss es ein bisschen lockerer und gut verständlich sein.“

Seit Juni, seitdem das Seelsorgeteam das Klinikum wieder betreten und auch Gottesdienste abhalten darf, finden diese, wenn möglich, im Freien statt. „Denn die Menschen möchten beim Gottesdienst singen, das gehört für sie unbedingt dazu“, findet auch Ilka Greunig. Deshalb feiert man die Gottesdienste draußen, in Köthenwald am Dorff Gemeinschaftshaus (DoG). „Die Stühle schön mit Abstand. Bei rund 20 Bewohnern lässt sich das gut machen, und so können wir wunderbar singen.“ Toll sei auch, dass immer entweder Heileiter Uri Sorrentino oder Günter Pöser, Leiter der Heileitern Tagesstruktur/Tagesförderstätte die Gottesdienste begleiteten, finden die Seelsorger. In der kälteren Jahreszeit würde das Team gern den großen Saal im DoG nutzen können. Werner Mellentin hofft, „dass die Entwicklung eine Lockerung der Corona-Maßnahmen möglich machen wird. Dann hätten wir auch die Möglichkeit wieder anders zu feiern.“

Die seelsorglichen Gespräche, sagt Uta Blohm, fänden in Coronazeiten ebenfalls möglichst draußen statt. „Derzeit ist es so, dass wir uns an einem Tag in nur einem Wohnbereich anmelden und dort mit Bewohnern sprechen.“ In beschützten Wohnbereichen gebe es allerdings immer das Problem, dass man kaum nach draußen gehen könne, räumt Werner Mellentin ein, und nicht wenige Bewohner vermissen draußen die Intimität und fühlen sich beobachtet. „Stimmt, sie nehmen lieber die Maske in Kauf, um in einem geschützten, abgeschlossenen Raum sprechen zu können, wo keiner zuhören kann“, weiß auch Ilka Greunig. Alle Drei haben erfahren, dass Bewohner die neue Situation sehr unterschiedlich erleben. Da gab und gibt es die Angst vor Ansteckung; den Ärger, weil Selbständigkeit verloren ging; den Frust, keine Besuche mehr tätigen und empfangen zu dürfen; aber auch die sorgenvolle Frage, ob Corona eine Strafe Gottes sei, was Gott uns damit sagen wolle, und ob es vielleicht sogar ein Endzeitszenario sei. So gut sie konnten haben die Seelsorger – jeder auf seine Art – versucht zu helfen, und sie haben versucht, mit den Ratsuchenden gemeinsam zu Antworten und Erklärungen zu gelangen. „Von existentieller Not und bedrohlichen Krankheiten sind Menschen in vielen Gegenden der Welt viel mehr betroffen als wir in Deutschland. Corona ist keine Strafe Gottes. Gleichwohl kann die Erfahrung der



Die Seelsorger: Werner Mellentin, Dr. Uta Blohm und Ilka Greunig. Foto: Giesel

Pandemie ein Anstoß sein, um das eigene Leben und den Umgang mit Gottes Schöpfung zu überdenken.“, so Pastorin Ilka Greunig. Beim Telefonieren sei deutlich geworden, dass in dieser Situation die Bewohner und sie selbst dasselbe erlebten: „Mein Leben war genauso eingeschränkt und verletzlich wie deren Leben: Keine Besuche, nicht verreisen, keine Freunde sehen dürfen ... Da gab es kein Gefälle im Gespräch mehr. Wir saßen alle in einem Boot“, sagt die Theologin nachdenklich. Diakon Werner Mellentin findet: „In Krisen geht es vorrangig um deren Bewältigung, und es ist die aktuelle Not wichtig. Grundsätzlich versuche ich zu vermitteln, dass Gott die Menschen liebt. Doch was haben wir Menschen aus der Erde gemacht, die er uns anvertraut hat? Wir haben sie verderben, und darin müssen wir nun leben. Daran ist nicht Gott schuld! Wir können nicht Gott für alles verantwortlich machen!“ Dr. Uta Blohm meint, dass eine solche Krise auch missbraucht werden könne: „Als Strafe für alles, was einige Menschen für falsch halten. Das macht mich sehr ärgerlich!“ Dabei sei Corona doch zunächst einmal ein biologischer Prozess. Zum Gebet in Coronazeiten sagt sie: „Klage und Zweifel gehören zum aufrichtigen Gebet, und es gab schon immer ansteckende Krankheiten.“

Wie man während der strengen Coronamaßnahmen um Verstorbene trauern konnte? „Die Möglichkeit gab es durchaus“, so Pastorin Uta Blohm, „auf den Stationen ging das zeitweilig nicht, auf dem Ilten Friedhof vor der Kapelle aber schon. Dort konnten die Menschen würdevoll verabschiedet und anschließend beigesetzt werden.“ „Natürlich durften wir jederzeit ins Klinikum kommen, um Sterbende zu begleiten“, ergänzt ihre Kollegin Ilka Greunig. Auch die Sommerkirche am 23. August in Ilten hat stattgefunden. 30 Gemeindemitglieder aus Ahlten, Höver, Bilm und Ilten und 20 Bewohner des Klinikums hatten sich auf der Wiese vor der Ilten Kirche eingefunden. „Die Bewohner freuten sich und waren überwältigt, wie viele Menschen gekommen waren“, erinnert sich Ilka Greunig, die diesen Gottesdienst gestaltete. Der Organist habe die Lieder auf dem Akkordeon begleitet, und es sei aus vollem Herzen gesungen worden. „Für uns alle war es ein wunderbares Erlebnis!“

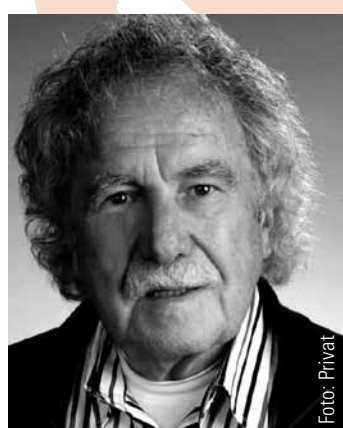
Eva Holtz



Eine der beiden neuen Azubi-Gruppen. Foto: Klinikum Wabrendorff

Ambulante Psychiatrische Betreuung Kontakt: Christian Somol, Tel. 05 11/7003 55 11
Ambulanz Suchtmedizin-Sprechstunde Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Terminvereinbarung: Tel. 05 11/1693 31-0, Termin nach Vereinbarung
APS – Akademie für Pflege und Soziales GmbH, APS – Betreuer-/Angehörigenfortbildung zu Psychiatrie-Themen, Karlsruhe Str. 2b, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Cordula Schweiger, Tel. 05 11/86 47 54
Auftragsarbeiten in der Arbeitstherapie Ansprechpartner: Günter Pöser, Tel. 05 12/90-2551 oder poeser@wabrendorff.de
Bibliothek Rudolf-Wahrendorff-Str. 17 a, 31319 Ilten, Ansprechpartner: Marlene Bruns, Tel. 05 12/90 25 96, Öffnungszeiten: Di, Do: 15.30–17.30 Uhr, Sa 14.00–16.00 Uhr
Bigelstube Köthenwald Wara Gasse 4, 31319 Schende, Ansprechpartner: Doris Wollborn, Tel. 05 12/90-2863, Öffnungszeiten: Mo–Do 8.00–12.00 und 12.30–16.00 Uhr, Fr 8.00–12.00 und 12.30–15.00
Cafégarten Köthenwald Wahre Dorffstr. 1, 31319 Schende, Kontakt: Anke Zeisig, Tel. 05 138/701 21 10, geöffnet Mai bis Oktober, Mo–Fr 15.00–18.00 Uhr, Sa–So 11.00–18.00 Uhr
Café Knechtelstern Wahre Dorffstr. 1, 31319 Köthenwald, Kontakt: Larissa Trahn, Mailow Gatschau, Tel. 05 12/90 25 14, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–17.00 Uhr, Sa–So 10.00–17.00 Uhr
Café und Restaurant Sympatico Borgenstrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Ansprechpartner: André Weiß, Tel. 05 11/84 89 53-15, geöffnet: Mo–Fr 8–18 Uhr, Sa und So 11–16 Uhr
Dorff-gärtnerei-Ilten Sehnder Str. 19, 31319 Schende, Ansprechpartner: Ludwig Goeke, Tel. 05 12/90-2681 oder dorffgaertnerei@wabrendorff.de, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–18.00 Uhr, Sa 8.00–12.30 Uhr und So 10.00–12.00 Uhr
Dorff-laden (Second-Hand, 96-Shop, Kiosk) Wahre Dorffstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 05 12/90-2558, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 und 12.30–16.30, Sa 9.00–12.00 Uhr
Epilepsie Selbsthilfegruppe 1. Freitag im Monat, „Zeischenzzeit“, Schaufelder Str. 11, Hannover, Ansprechpartner: Klaudia Bade, Tel. 05 11/66 90 88
Fahrradwerkstatt Wara Gasse 4a, 31319 Köthenwald, Tel. 05 12/90-2712, geöffnet Mo–Fr 8.00–16.30 Uhr
Kaffeecur für Ehemalige/Interessierte Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Schende, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 05 12/90-24 12, Treffen jeden Do um 16.00 Uhr
Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorffstr. 1, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Annette Lechelt, Tel. 05 12/90-2875, Öffnungszeiten: Mo–Do 08.00–17.00 Uhr, So 12.00–17.00 Uhr
Medikamenten-/Alkoholprobleme Frauengruppe, Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Schende, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 05 12/90-2306, Treffen jeden Dienstag von 17.00–18.30 Uhr
Seelsorge Büro PIA Köthenwald (Seminarraum), RWI Ilten, Pastorinnen: Ilka Greunig und Dr. Uta Blohm 05 12/90-22 19, Diakon Werner Mellentin 05 12/90-22 84
Sorgentelefon gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800-845 93 90
Tagesstätte Parkstraße Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Ansprechpartner: Yvonne Gruczkun, Tel. 05 12/90 502 79 57, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–16.00 Uhr
Transkulturelles Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie Tagesklinik Linden, Schwarzer Bär 8, 30449 Hannover, Kontakt: Frau Gilay Akgül, Tel. 05 12/90-2516
Traumaambulanz Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Ansprechpartner: Oliver Glawion, Tel. 05 12/90-38 38
Veranstaltungs-SERVICE Räume für Veranstaltungen, 20–200 Sitzplätze, Service u. Restauration auf Wunsch, Ansprechpartner: Nicole Strehst, Tel. 05 12/90-22 02
Wa(h)renhaus Ilten Erd.-Wahrendorff-Str. 1, 31319 Schende, Tel. 05 12/90-33 84, Öffnungszeiten: Mo, Mi–Fr 8.00–16.30, Di 8.00–12.30
www.wahre-seele.de Das konkrete Magazin zur seelischen Gesundheit

Verrückt ...?



Falko R., (34):

Edward Snowden ist für mich berühmt und wichtig und lobenswert, weil er so viel aufgedeckt hat. Ihm ist die Wahrheit wichtiger als seine persönliche Freiheit. Ich war auch ein großer Fan von Gysi. Aber der ist ja leider nicht an der Macht. Sonst finde ich noch einige Schauspieler gut, z.B. Tom Cruise, aber der ist als Person fragwürdig, weil er Scientologe ist. Grundsätzlich finde ich aber alle gut, die für ne gute Sache eintreten.

Kerstin V. (49): ich bewundere alle fleißigen Leute, die acht Stunden täglich arbeiten, dann noch Haushalt und Familie. Dass die psychisch so gesund sind, dass sie das schaffen! Deswegen sind auch die vom Personal so tolle Menschen. Und mein Zahnarzt ist himmlisch, der mir so tolle Brücken gemacht hat! Ich bin aber auch bewundernswürdig: Ich war drogen- und alkohollüchig und bin jetzt seit sieben Jahren clean. Ich hab den Absprung geschafft – für immer!

Simon Kälin, Dipl. Natur. ETH Umweltphysiker, Gemeinderat (Grüne) Zürich: Verrückt ist, dass wir alle so leben, als ob gar nichts wäre. Dabei geht es der Erde schlecht, und das Ökosystem droht zu kippen. Der Klimawandel bedroht uns alle. Die Politik muss dringend die Weichen für die Zukunft richtig stellen. Darum bin ich bei den Grünen engagiert. Bei den letzten Nationalratswahlen haben sehr viele Leute in der Schweiz Grün gewählt, obwohl sie in ihren Handlungen nicht immer sehr grün sind. Das ist natürlich auch verrückt!

Was ist ein Promi?

Jutta B. (61): Ich bin ein großer Fan von Eminem. Seine Vergangenheit war

Impressum
is' ja ilten!
Herausgeber: Klinikum Wabrendorff GmbH
Gesamtkonzeption, Redaktionsleitung: Eva Holtz
Layout: Uml/Urch, Petra Laue, Matthias Höpner-Fidus
Fotos: Joachim Giesel, Eva Holtz, Klinikum Wabrendorff, Claudia Stülpmner
Anschrift der Redaktion: Klinikum Wabrendorff, Rudolf-Wahrendorffstr. 22, 31319 Schende, Tel. 05 12/90 22 50, Fax 05 12/90 22 66
Internet-Seite: www.Wahrendorff.de
e-mail: info@wabrendorff.de
is' ja ilten erscheint vierteljährlich
Alle Personen, die hier zu Wort kommen oder erwähnt und mit vollen Namen genannt werden, sind ausdrücklich damit einverstanden.

is' ja ilten!

DAS PORTRÄT Leonard Lansink



KONFIRMANDEN IM KLINIKUM Victoria erzählt über ihr Leben



MASKENSPENDE Dem Klinikum sehr verbunden



PROMINENTE BEFRAGT Was ist verrückt?



Corona: Wehret den Anfängen!

Jan H. ist 51 Jahre alt, war schon in einigen Einrichtungen und lebt seit gut 1 ½ Jahren im Klinikum Wahrenndorf. Er berichtet, dass er als Jugendlicher zwei fast tödliche Fahrradunfälle mit u. a. schwerem Schädel-Hirntrauma und erheblichen inneren Verletzungen erlitten habe. 28 Tage Koma, gefolgt von einigen Monaten im Rollstuhl. Alle Funktionen habe er mühsam wieder erlernen müssen. Beim zweiten Unfall sei weiter „nix passiert, außer einem doppelten Nierenriss und einem Milzriss“. Er zieht sein Hemd hoch und zeigt die lange Narbe. Anschließend war sein Leben ein anderes. Nach der 10. Klasse Gymnasium war Schluss. Er wollte Geld verdienen und tat dies als Hilfsarbeiter bei einer Baufirma. Ein knappes Jahr hielt er durch. „Dann war ich fertig. Die Arbeit hat mich wegen der absoluten intellektuellen Unterforderung angeödet. Ich wollte wieder zur Schule.“ Er besuchte das Gymnasium der Jugenddorf-Christopherusschule in Elze und lernte mit 19 seine erste Freundin kennen. „Ich hätte ohne weiteres das Abitur machen können, meine Leistungen waren wieder Erwartungen gut. Naja, dann hatte ich aber Knatsch mit der Freundin und habe sie miserabel behandelt ...“ Die folgenden Jahre lässt er aus, erzählt nur, dass er in der Zeit mit der Freundin zum „Cyrano de Bergerac in Sachen Liebesbriefe“ geworden sei und in dieser Zeit sein Talent für die Sprache entdeckt habe. „Das kann ich immer noch gut, Liebesbriefe, Gedichte und ähnliches. Deshalb bin ich auch beim Wahrenndorf-Boten engagiert.“ In der Aprilausgabe 2020 schrieb er über „Mein Leben mit der Neuen“: „Carmen? Corinna? Carola? Cordula? Claudia? Christina? Alles ganz nah dran, aber nein: Corona heißt sie, ist winzig klein, allein nicht lebensfähig, aber mit einer potentiell tödlichen Wirkung ...“

Herr H., haben Sie Angst vor dem Virus? Warum? Ich bin zwar COVID-ler und Asthmatiker. Aber ich seh das ganz locker. Wenn es mich erwischt, dann – shit happens. Ich verhalte mich, wie es erforderlich ist. Wenn es passiert, dann ist es so. Wenn nicht, hab ich halt Glück gehabt. Nachdem ich zweimal so schwere Verkehrsunfälle überlebt habe, kann mich so schnell nix mehr schocken.

Und wie fühlen Sie sich in Coronazeiten? Ich fühle mich ganz gut und komme gut zurecht damit. Seit ich hier im Klinikum bin, habe ich mich fortentwickelt und kann inzwischen 5 ½ Stunden am Tag arbeiten. Die Beschäftigungstherapie wurde in unseren Keller verlegt, und im Moment machen wir Schuber aus Recyclingpapier. Eine sehr schöne Sache. Als ich noch in Göttingen in der Forensik war, war die Situation vollkommen anders. Nur männliche Mitbewohner und den ganzen Tag die Tür zu. Da gab es auch Situationen, wo es gewaltmäßig zur Sache ging. Es war bei weitem nicht so locker und entspannt wie hier. Ich fühle mich hier wohl, bin hier angekommen.

Hat sich für Sie seit Corona etwas verändert? Über Ostern musste ich wegen einer Gesichtsgürtelrose in die MHG und danach 14 Tage in Quarantäne, auf mein Zimmer. Das war nicht so schön. Da habe ich dann eine Unzahl von Büchern gelesen. Zum Glück bin ich vielseitig interessiert. Aber sobald Quarantäne ist, hängen alle noch mehr aufeinander, und es gibt Reibereien ohne Ende. Da war einer, der sich ein Ei auf die Bestimmung gepöbelt hat und sich dann auch mit mir geprügelt hat! Bis ich ihm ne ordentliche Kopfnuss gegeben hab. Es herrscht ja Maskenpflicht! Das steht auf dem Flur überall, wird aber nicht von allen befolgt.

Wie haben Sie den Lockdown erlebt, und wie beurteilen Sie die Corona-Maßnahmen? Ich hab keine Verwandtschaft, die betroffenen ist. Mein Vater war Beamter, der hat ein Krankenhaus geleitet, in dem Sinne kann ich gar nichts dazu sagen. Ich hab von dem Lockdown wenig gespürt. Hier ist man relativ eingekapselt. Das ist wie eine kleine eigene Welt, mit seiner eigenen Versorgung, und sie hat ihre ganz eigenen Regeln. Was mich ein bisschen stört: Sie hat auch ihre ganz eigenen Gesetze. Im Grundgesetz steht z. B. „Alle Menschen sind gleich“. Sind sie nicht, sind sie üüüüüberhaupt nicht! Leute, die hier intellektuellen Nachholbedarf haben, die werden so gepampert, da krieg ich das Brüllen! Es heißt, es gibt viele Angebote.



Jan H. sieht das Leben sehr pragmatisch. Foto: Holtz

Aber Menschen wie ich, die relativ selbständig sind, müssen sich um alles selber kümmern! Man muss sich kümmern und nachfragen. Das ist doch kein Angebot! Aber ich bin ja auch ein völlig untypischer Kranker! Was fällt mir eigentlich ein, als jemand mit einem IQ von 134 plötzlich verrückt zu werden! Wenn ich nicht verrückt wäre, was würde ich dann in diesem Irrenhaus suchen? Das hat mit meiner Erkrankung und der unbefristeten 100-%igen Schwerbehinderung zu tun, als Folge der Unfälle.

Haben Menschen mit psychischen Erkrankungen in diesen Krisenzeiten noch mehr Ängste, wie beurteilen Sie das?

Kann ich schlecht beurteilen, weil ich große Probleme habe, was das Erkennen und Erfühlen von Stimmungen, von Gefühlen anderer Menschen angeht. Wenn sowas ist und wenn man mir das nicht sagt, dann kann ich das nicht interpretieren. Ich sehe aber, dass die Situation manchen Bewohnern scheißegal ist, weil sie die Ernsthaftigkeit nicht verstehen. In dieser Hinsicht gleichen sie die evangelikalen Rechten in den USA, die sind ja genauso vernagelt. Deshalb 1. „Fuck Trump“, und 2. sollte hier eine Aufklärung stattfinden, die immer wiederholt und aufgefrischt werden muss. Wenn das mit den Infektionen jetzt zum Winter, wie zu erwarten ist, schlimmer wird, wird es ja vermutlich auf einen 2. Lockdown hinauslaufen ...

Wie gehen die Mitarbeiter mit der Situation um?

Da wundere ich mich sowieso. Die Mitarbeiter hier leisten schier Übermenschliches! Die sind immer für uns da, immer ansprechbar, immer freundlich, und sie haben dabei Stress ohne Ende. Es gibt ja nun hier nicht nur die seelisch Behinderten wie mich, die ansonsten relativ normal wirken, sondern Leute mit intellektuellen Defiziten bis hin zum Halbdehilen. Und die verstehen das alles überhaupt nicht. Die machen den Mitarbeitern Stress ohne Ende! Dafür werden die viel zu wenig geschätzt und auch zu schlecht bezahlt. Dafür müssten sie einen permanenten Zuschlag bekommen, denn es ist ja absehbar, dass Corona so schnell nicht gehen wird, das sehen wir in vielen anderen Ländern. Also, es gibt viel zu wenig Personal, und die müssen soviel aushalten – und dabei leisten sie Unglaubliches!

Denken Sie, dass sich durch Corona dauerhaft etwas ändern wird?

Ich hoffe, dass die Menschen im Umgang miteinander – hier drin meine ich –, dass sie achtsamer werden und die AHA-Regeln (1 ½ m Abstand, Hände desinfizieren und Atemmasken), dass sich da mehr Menschen dran halten. Aber das ist wohl eher Wunschdenken. Wie ich eben schon ausführte, sind die meisten hier eben doch geistig beeinträchtigt. Das ist bedauerlich.

Und das Leben draußen?

Diese Demonstrationen in Stuttgart oder Berlin – zum Kotzen! Dann auch noch mit Gruppen von rechtsextremem Gesindel darunter und den Reichstag stürmen ... Hallo! Da kann ich nur sagen: Wehret den Anfängen!

Erfolgserlebnisse in der Fahrradwerkstatt

Jörg K. zieht einen Lappen durch die Speichen eines aufgeständerten Rades und reinigt die Felge bis sie glänzt: „Ich mache am liebsten die gespendeten Räder fertig – mit allem drum und dran. Da steckt man dann irgendwie drin und hat einen Bezug zu dem Rad.“ Ja, bestätigt der Sozialpädagoge Dirk Fischer, das sei für viele Bewohner, die hier arbeiten, ein wichtiger Aspekt: „Dabei blühen viele auf, wenn sie ein Rad schön fertig gekriegt haben. Das ist ein richtiges Erfolgserlebnis!“, „Und weil jedes Rad anders ist und etwas anderes gemacht werden muss, wird es nie langweilig“, ergänzt Thomas Jaunich, der Heilerziehungspfleger und gelernte Karosseriebauer ist Leiter der Fahrradwerkstatt in Köthenwald. Zusammen mit Dirk Fischer, dem Monteur Lothar Brandt und Janusch Hoffmann, der als 450-Euro-Kraft dabei und als ehemaliger Inhaber eines Fahrradladens in Burgdorf ein ausgewiesener Experte in Sachen „Fahrrad“ ist, betreuen sie in normalen Zeiten 16 Bewohner, die hier arbeiten. „Es ist Klasse und auch echt notwendig, so einen Profi wie Herrn Hoffmann mit an Bord zu haben“, freut sich Thomas Jaunich. Genauso wie die Bewohner bedauert er, dass jetzt, in Coronazeiten, nur maximal fünf Leute hier arbeiten dürfen: „Die anderen sind sehr traurig und kommen immer wieder und fragen, wann sie wieder hier arbeiten dürfen.“ Mitte der 1980er Jahre hat man im Klinikum begonnen, sich um gebrauchte, meist gespendete, Fahrräder zu kümmern. Die Idee war, sie aufzuarbeiten und Bewohnern und Patienten sowie den Wohnbereichen verkehrstaugliche Räder zur Verfügung zu stellen – und den Bewohnern attraktive Arbeitsplätze. Die Idee kam an. Viele Bewohner hatten Freude an der hinzugewonnenen Bewegungsmöglichkeit und Mobilität, und es kamen immer mehr Nachfragen. Als die Werkstatt im Keller der Ferdinand-Wahrenndorf-Klinik aus allen Nähten platzte, wurde ein eigenes kleines Gebäude mitten in Köthenwald errichtet. Auch dieses stößt so langsam an seine Grenzen. „Wir bräuchten dringend mehr Abstellfläche“, sagt Dirk Fischer. Inzwischen haben rund 100 Bewohner ein Rad aus der klinkeigenen Werkstatt, schätzt Thomas Jaunich. Die Sporttherapie bietet Fahrradtouren an, und seit einigen Jahren können die Bewohner einen „Fahrradführerschein“ ablegen. Auch außerhalb des Klinikums hat es sich längst herumgesprochen, dass man in der Fahrradwerkstatt in Sachen Reparatur gute Arbeit leistet. „Wir haben sogar Kunden aus Hildesheim“, berichtet Thomas Jaunich, „wir holen und bringen die Räder auch. Da sind wir unschlagbar!“ Etwa 600 Drahtesel werden pro Jahr repariert und gewartet. Mehr sei nicht zu schaffen. Augenblicklich haben sich viele Aufträge angestaut, weil die Fahrradwerkstatt wegen Corona gute sechs Wochen komplett geschlossen werden musste. Außerdem sei es derzeit sehr schwierig, an

In der Fahrradwerkstatt muss nach der Coronapause einiges aufgearbeitet werden.



Ersatzteile zu kommen. „Jetzt, zu Coronazeiten ist alles knapp. Die Nachfrage nach Rädern und Ersatzteilen ist explodiert, und die Lieferketten aus den USA und China funktionieren nicht mehr richtig“, erklärt Thomas Jaunich. „Das merken auch wir, obwohl wir mit Deutschlands größtem Fahrradteilehändler zusammenarbeiten!“ Umso mehr muss nun im Internet geforscht werden, um doch noch an die gesuchten Teile heranzukommen. Dietmar L. ist gerade mit dem Auswechseln der hinteren Bremsbacken eines schicken schwarzen Kundenfahrrades beschäftigt. Vorne hat er sie schon ausgetauscht: „Ich arbeite seit zehn Jahren hier, ist sehr schönes Arbeiten. Jeden Tag fahre ich mit dem Rad aus dem Wohnbereich Sehnde hierher. Das hält mich fit! Herr Jaunich, ich brauche noch Bremsbacken! Haben wir noch welche?“ An einem anderen Reparaturständer hat Tim Pütz (17), der vor kurzem sein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) begonnen hat, ein Rad eingespannt und gerade den hinteren Mantel erneuert: „Ich finde es sehr OK hier mit den Bewohnern, und ich kann von ihnen viel lernen. Alle sind ausgesprochen hilfsbereit, und ich werd richtig fit im Reparieren!“ Neben an ist Connor Noch (19), ebenfalls ein FSJ-ler, beschäftigt. Er lächelt: „Es geht mir genau wie Tim, man lernt nie aus, obwohl ich schon ein Jahr dabei bin. Ich habe gemerkt, dass ich in dieser Zeit auch viel gelernt habe, was für mich persönlich wichtig ist: z. B. Geduld, Toleranz, Verständnis, sich sprachlich einfach auszudrücken ... Und noch nie ist ein Bewohner mir gegenüber unangenehm gewesen.“

Jetzt sind Thomas Jaunich und Dirk Fischer gefragt. Sie beugen sich über das Fahrrad, an dem Ali Mohamed S. (23) arbeitet. Der junge Syrer, der seit 2015 in Deutschland und seit knapp zwei Jahren im Klinikum lebt, kommt gerade nicht weiter. „Durch die Arbeit hier hat er sich richtig gut entwickelt. Er ist engagiert dabei, und es macht ihm soviel Freude, dass er am liebsten eine Ausbildung zum Zweiradmechaniker machen würde“, sagt Thomas Jaunich. Der Werkstattleiter sieht das auch als durchaus realistisch an, zumal dem jungen Mann eine individuelle Betreuung zur Seite gestellt wurde, die mit ihm die Arbeitsvorgänge und Fachbegriffe erarbeitet. Inka Hitzweibel macht eine Ausbildung zur Ergotherapeutin im hannoverschen Annastift und absolviert in der Fahrradwerkstatt ein Praktikum. „Gerade erstelle ich eine ‚Betätigungsanalyse‘ für Herrn S., um festzustellen, wo es noch Verständnis- oder motorische Probleme gibt“, erläutert sie. Dieser erzählt mit strahlenden Augen, wie wohl er sich hier fühlt, und was er alles schon gelernt habe: „Ich fühle mich sicher, dass es mit der Ausbildung in Hannover klappt. Und dann möchte ich nächstes Jahr dorthin umziehen.“

Eva Holtz

Fotos (2): Giesel



Victoria erzählt über sich und ihr Leben im Klinikum.

Wir sind Menschen und wollen akzeptiert werden!

Ich wohne in Ilten und war schon oft beim Jazz im Park. Meine Freunde fanden das hier in Ilten oft ziemlich befremdlich. Aber als sie dann mal beim Jazz mit waren, haben sie erlebt, dass es normal ist“, sagt die 13-jährige Elaine. Leonie (13) bestätigt, auch sie habe erst Vorbehalte gehabt, heute mit ihrer Konfirmandengruppe das Klinikum zu besuchen: „Aber irgendwie ist es ja auch interessant, zu sehen, wie die Menschen hier leben.“ Leif (13) hat sich auf diesen Besuch gefreut: „Meine Mutter arbeitet hier, und ich war schon oft hier und kenne die Leute. Die sind alle nett!“ Auch Vincent (13) und Alina (13) sind gespannt, was sie erleben werden. „Mit dem Fahrrad bin ich mit meinem Vater schon öfter hier lang gefahren, aber wie es hier ist, wusste ich nicht. Das interessiert mich sehr!“, sagt Alina. Vincent nickt: „Ja, ich erwarte auch, mehr zu erfahren.“ Günter Pöser, Leiter Heiminterne Tagesstruktur/Tagesförderstätte, der die 23 Konfirmanden der Evangelischen Kirchengemeinde Ilten – Höver – Bilm und die Diakonin Birgit Hornig im Dorffgemeinschaftshaus in Köthenwald begrüßt, erklärt den Besuchsablauf und die in diesem Jahr notwendigen strengen Corona-Regeln. Er möchte wissen, wer noch nie hier auf dem Gelände gewesen ist. 15 Finger gehen hoch, es ist die Mehrheit. So, dass es die Jugendlichen verstehen können, erklärt Günter Pöser einiges zum Psychiatrischen Krankenhaus, zum Heimbereich und was noch alles zum Klinikum Wahrenndorf gehört. Auf die Frage, welche Vorstellungen die Jugendlichen haben, fällt ihnen eine Menge ein, z. B.: „Menschen kommen hierher, weil sie schlimme Dinge erlebt haben.“ „Weil sie Stimmen hören.“ „Weil sie Ängste haben.“ „Wenn sie an Selbstmord denken.“ Günter Pöser nickt und erläutert die Funktion von Krankenhaus und Heimbereich genauer und berichtet auch ein wenig über die Menschen, die dort leben. Eine Bewohnerin des Heimbereichs ist die 22-jährige Victoria L. Mit 18 kam sie ins Klinikum Wahrenndorf und war vorher schon in vielen Heimen und Einrichtungen. Sie hat sich bereit erklärt, den Konfirmanden über sich zu erzählen. Victoria wirkt selbstbewusst und offen und beantwortet fast alle Fragen der Jugendlichen. Was sie denn eigentlich habe und warum sie überhaupt hier sei, wollen die Konfirmanden wissen. „Ich habe eine sehr schlechte Kindheit gehabt. Ich habe alles erlebt, aber da möchte ich nicht genauer werden“, sagt Victoria und erklärt, dass und warum sie seit 14 Jahren in Therapie sei, und dass trotzdem bei ihr früher nichts geklappt habe. Im Klinikum Wahrenndorf entdeckte man ihr künstlerisches Talent. „Da war ich sofort total begeistert. Jetzt wohne ich in einer Gruppe, die wie eine Wohngemeinschaft ist – das passt! Ich arbeite in der Kunstwerkstatt und möchte am liebsten in Braunschweig Kunst studieren.“ Sie möchte



Beim Besuch in einer der Werkstätten dürfen die Jugendlichen selber ran.

Fotos (2): Giesel

inzwischen sogar ihren Hauptschulabschluss. „Das ist hier ziemlich einmalig und eine unglaubliche Leistung. Sich das zuzutrauen und auch durchzuziehen!“, lobt Günter Pöser. Victoria ergänzt: „In der Schule hab ich Mobbing erlebt, aber ich hab mir ein Ei drauf gepöbelt! Jetzt hab ich mich für die Realschule beworben. Die will ich auch noch machen.“ Ob ihre Eltern sie unterstützen?, Familie hab ich nicht“, kommt es kurz und trocken von Victoria. „Wie ist es denn, hier mit Menschen zusammenzuleben, die viel kränker sind als du?“, will ein Mädchen wissen. „Ist für mich kein Problem. Das kenne ich von Klein auf. Meine Tante ist auch in der Einrichtung, früher hab ich sie oft besucht. Sind alles Menschen! Wir müssen lernen, uns so zu akzeptieren, wie wir sind. Das wünscht sich doch jeder: Einfach akzeptiert zu werden!“ Ob sie mal in einer eigenen Wohnung wohnen möchte? „Ja klar, wenn ich studiere, ist das mein Ziel. Wenn man selbstständig genug ist, kann man den Heimbereich ja wieder verlassen.“ Johanna (14) ist schwer beeindruckt: „Was du alles schon geschafft hast, und welche Pläne du noch hast!“ Nicht nur die Jugendlichen, auch die Diakonin ist tief bewegt: „Was es für Frau L. bedeutet, mit diesem schweren seelischen Rucksack das alles zu schaffen und so viel Zuversicht zu haben! Das hat mir sehr imponiert!“ Nach einer guten Stunde kommt der zweite Teil des Besuchs: In zwei Gruppen machen sich die Jugendlichen auf den Weg in die Werkstätten der Arbeitstherapie (AT). Mit Mascha Pannke geht es in die Verpackungs-AT. Die Heilerziehungspflegerin erklärt, warum Arbeitstherapie so wichtig ist und was hier gerade gemacht wird. „Für einen Hersteller von Nahrungsergänzungsmitteln erledigen wir den gesamten Konfektionierungsprozess: Kartons falten, mit genau der richtigen Anzahl Tütchen befüllen, die Menge kontrollieren, dann einschweißen und etikettieren. Das könnt Ihr selber mal probieren.“ „Krass“, meint Leonie, nachdem sie eine Runde hinter sich hat, „dass sich die Bewohner den Arbeitsvorgang merken können und das so sorgfältig machen!“ Günter Pöser hat die zweite Gruppe in die Miele AT geführt. Dort erfahren die Jugendlichen, welche Komponenten es braucht, um Bügelmaschinen entstehen zu lassen. Beim Versuch eine Folie präzise aufzuziehen, wird klar, wie viel Übung dazu gehört. „Sieht einfacher aus, als es ist“, stöhnt der Junge, der sich daran versucht. Wie schon im vergangenen Jahr ist die Diakonin auch diesmal begeistert: „Die Jugendlichen waren wieder unglaublich interessiert. Sie haben ein Gespür dafür bekommen, dass die Grenzen von gesund und krank fließend sind, und es wurden Hemmschwellen abgebaut. Wieder ein großartiges Erlebnis für uns alle!“

Eva Holtz

„Rezept – Respekt“, das hat mich achtsamer gemacht.

Für mich ist das Thema ‚Respekt‘ ein dringendes persönliches Anliegen“, meldet sich die junge Frau, die nicht ihren Namen lesen sondern Psychiatrie, weil es Respekt-Missbrauch und Grenzmissachtungen gebe, sagt die 38-jährige Na.Du?! lebt in einer Einrichtung des „Betreuten Wohnen“ des Klinikum Wahrenndorf. Sie ist eine von zeitweise bis zu 15 Bewohnerinnen und Bewohnern, die das Projekt, „Rezept – Respekt, mit ‚I‘ hört es auf“, zusammen mit Joanna Schulte erarbeitet haben. Im Rahmen ihrer Ausbildung zur Kunsttherapeutin hat sie als Praktikantin in der Kunstwerkstatt Köthenwald gearbeitet, und das Projekt war ihre Abschlussarbeit am „Institut für Psychoanalytische Kunsttherapie“ (IPK) in Hannover. „Vom Thema und Titel über Inhalte und Darstellung bis zur Präsentation haben wir das Projekt gemeinsam entwickelt“, sagt Joanna Schulte. Sie sei glücklich über die Zusammenarbeit, die sich in der intensiven Phase über fast drei Monate erstreckt habe: „Lange vorher haben wir aber schon über das Thema gesprochen, und das Konzept stand.“ Ursprünglich war geplant, das Ergebnis von „Rezept – Respekt“ begleitend zum „Jazz im Park“ zu präsentieren, als Kunst-Parcours. Doch wie so vieles andere, fielen auch die Jazz-Sonntage im September der Corona-Krise zum Opfer. „Sobald Jazz im Park wieder stattfinden kann, wird es auch den Kunstpfad im Park in Ilten mit der Präsentation des Projektes geben – so wie geplant!“, ist sich die Leiterin der Kunstwerkstatt, Annette Lechelt, sicher. Bisher wurde (außer dem umfangreichen theoretischen Teil der Abschlussarbeit) lediglich ein Heftchen gedruckt, das einen kleinen Eindruck von dem vermittelt, was im Rahmen des Kunst-Projektes erarbeitet wurde: Fotografien unter Schwarzlicht, eine Holzkiste mit Rezepten zum Thema „Respekt“, Texte und Zeichnungen dazu, Objekte und Kostüme. Es sei, erläutert Joanna Schulte, „ein Gemeinschaftswerk im wechselseitigen Bewegt-Werden und aktiv antwortenden Bewegungen entstanden“. Mit offener, vorurteilsfreier, von Vertrauen und Respekt getragener Kommunikation auf Augenhöhe. „Da hatten Ängste und Bedenken, Fragen und Freude am künstlerischen Tun gleichermaßen Raum“, sagt sie. Gerade in der Psychiatrie habe die Kunst eine große Aufgabe und hohe Verantwortung, und man könne und müsse auch kritische Themen behandeln. Auch deshalb passe der Titel so gut: „Rezept – Respekt“. „Genau“, wirft Na.Du?! ein, „Kunst darf radikal sein, sie muss schreiben und weh tun! Deshalb auch die schrillen Anzüge und die völlig unterschiedliche Herangehensweise und Ausdrucksweise.“ „Stimmt“, sagt Dagmar, „aber trotz der sehr verschiedenen Auffassungen ist es ein Gemeinschafts-werk geworden.“ Die 57-jährige war früher Patientin im Klinikum Wahrenndorf und hat sich bewusst und gern zur Mitarbeit an diesem Projekt entschlossen: „Ich finde es sehr gut, dass, so wie ich, auch externe Ehemalige mitmachen konnten. So gab es den Austausch von Leuten auf verschiedenen Stufen. Das war für uns alle sehr bereichernd, und für die Menschen in Köthenwald war es sicherlich auch Ermutigung und Ansporn.“ „Mir ist aufgefallen: Wenn man aus verschiedenen Ecken kommt und etwas gemeinsam macht, dann kann man einiges schaffen. Das hat mir ein bisschen Mut gemacht“, bestätigt Jörg K.: „Ja“, nickt Dagmar. „Das Gefühl der Gemeinschaft und der Gemeinsamkeit war sehr lebendig. Ich empfand: Da tut sich was, da wird etwas hell. Man sollte viel mehr gemeinsam machen!“ Im „normalen“ Leben habe sie die Erfahrung gemacht: „Die Mauer zur Psychiatrie ist immer noch da, und es gehört viel Mut dazu, sich zu offenbaren. Wenn du ein ruhiges Leben und Akzeptanz möchtest, dann halte dich mit solchen Erzählungen besser zurück.“ Gerade auch in der Psychiatrie werde einem allzu oft das

Menschsein abgesprochen, findet Na.Du?!. Dabei sei man doch nichts anderes als ein Mensch: „Das ist doch das Wichtige! Wir sind außerdem nicht dumm, sondern nur krank!“ „Das gesamte Gesundheitssystem erniedrigt den Patienten. Es geht nur ums Geld, aber das ist ein gesamtgesellschaftliches Problem“, wirft Jörg K. ein, und Andreas R. empört sich: „Wir bezahlen die, dann sollen sie uns auch respektieren!“

Und dann, wie immer, wenn man mit Menschen spricht, die sich in einer Einrichtung oder auch im Krankenhaus aufhalten, ist das Thema „Essen“ unvermeidlich – so auch hier: „Da gibt’s tolle Bezeichnungen ... und nichts dahinter“, findet Andreas R. und Jörg K. ergänzt: „Satt wird man auch nicht. Wenn man nur im Bett liegen würde, ginge das vielleicht. Aber dabei arbeiten – dann reicht es nicht.“ Das kann Na.Du?! so nicht stehen lassen: „Die Dorff Küche ist im Vergleich zu anderen Küchen, die ich kennengelernt habe, super! Und ich bin seit 25 Jahren in verschiedenster psychiatrischer Betreuung.“ Vom Essen geht das Gespräch nahtlos über zu den Einschränkungen durch die Corona-Krise. Auch da sind die Meinungen unterschiedlich. „Für die Mehrheit gibt es schon wieder viel mehr Normalität, für Heime und Einrichtungen eher nicht“, findet Dagmar. „Draußen geht das Leben relativ normal weiter. Hier gelten irre Sicherheitsstandards. Wir wachen jeden Tag mit der Angst auf, dass ein Fall auftaucht. Dann sind selbst die kleinen Freiheiten wieder weg“, befürchtet Jörg. „Aber wir hatten immer genug Klopapier“, sagt Na.Du?! und nimmt die Sache mit Humor, bevor sie noch etwas zum Kunstprojekt zu sagen hat: „Mich hat das zum Nachdenken gebracht. Ich hab mich selber überprüft und mich gefragt, ob ich andere Menschen immer so behandle, wie ich selbst behandelt werden möchte. Ich merke, dass ich durch das Projekt achtsamer geworden bin.“

Eva Holtz

Einige Teilnehmer des Kunstprojektes.

Foto:Giesel

